

Im Dienste der Heimat

Autor(en): **Mattes, Eugen**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **16 (1940-1941)**

Heft 4

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-706208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wehrmannsunterstützungen und Wehrmannssold

Eine Anregung

Von einem Kameraden, der zufolge seiner zivilen Tätigkeit einen guten Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse hinsichtlich der Wehrmannsunterstützungen hat, erhalten wir nachstehende Ausführungen und eine Anregung, die recht interessant und der eingehenden Prüfung und Diskussion wert ist. Die Platzverhältnisse nötigen uns leider, den Aufsatz in zwei Teile zu trennen. Redaktion.

In einer Parteiversammlung kam jüngst die gegenwärtige Handhabung des Militärfürsorgewesens zur Sprache. Unter Militärfürsorgewesen verstehen wir die verschiedenen bestehenden Fürsorgearten, wie

1. Notunterstützung,
2. Lohnausgleich für Unselbstständigerwerbende,
3. Verdienstersatzordnung für Gewerbetreibende, Landwirte und liberale Berufe,
4. Zusätzliche Wehrmännerunterstützung (lokale Zinsbeihilfe),
5. Nationalspende (freiwillige Soldatenfürsorge),
6. Militärische Fürsorgekassen der Einheiten,
7. Winkelriedstiftung,
8. Eidg. Militärversicherung.

Wir kennen alle diese Institutionen, kennen ihre Wohltaten, aber auch ihre Nachteile. Als Wohltat kann schon die *Bezugsberechtigung* an sich angesehen werden, sei es durch gesetzlichen Anspruch, sei es durch Erlangung auf begründetes Gesuch hin. «Begründetes Gesuch!» Schon hier zeigen sich die Nachteile, das Mangelhafte, das für soldatische Begriffe nahezu Entehrende, nämlich das Bettelnmüssen.

Ein Votant der eingangs erwähnten Versammlung, auf den ich wieder zurückkommen werde, veranlaßt mich, von diesen Mängeln einige herauszufischen und sie in der Absicht zu beleuchten, daß die vielfachen

Nachteile Anlaß geben mögen zur *Verbesserung von Grund auf*, im Interesse unseres Heeres, unserer Familien, unseres lieben freien Heimatlandes.

Der Leidensweg zur Erlangung von Wehrmännerunterstützungsgeldern beginnt mit Gängen auf die Kriegsfürsorgeämter, Kreisstellen, Krankenkassen, zu den Arbeitgebern, mit Ausfüllen von Anmeldeformularen auf den Amtsstellen; über alles muß Auskunft gegeben werden, über privateste familiäre Angelegenheiten. Zeitverlust, Fahrspesen, Aerger sind das erste Resultat. Auf den Aemtern sitzen junge Damen, die oft die Materie selbst nicht genügend beherrschen und nur mangelhafte Auskunft geben, oder aber, die Nöte der armen Wehrmannsfrauen und tapfern Soldaten verkennend, durch unzuverlässige «Kunden»-Behandlung unserer Heimat weit mehr schaden, als sie gar zu nützen sich anmaßen. Dann kommen die Informationen von Amtes wegen; man glaubt den gemachten Angaben nicht, bezweifelt also die Ehrenhaftigkeit des Mannes im Ehrenkleide, des Soldaten, der mit Begeisterung unsern Boden verteidigen, für die im Amt zurückbleibenden Damen und Informatoren sein Leben hergeben sollte! Sind die ersten Formalitäten überwunden, so glaubt der Wehrmann, nun getrost einrücken zu können, glaubt alles getan zu haben; die Wehrmannsfrau freut sich auf das Geld, das ihr nun regelmäßig zukommen sollte.

Nur keine verfrühten Hoffnungen! Der Soldat im Felde bekommt einen Brief von seiner Frau, sie hätte immer noch nichts erhalten, sie werde vom Hausmeister wegen des Zinses geplagt, sie hätte nichts mehr zu essen. Ihr Mann orientiert sich beim Kommandanten, dem Vertrauensmanne, der die Nöte seiner Untergebenen verstehen muß, der Soldaten mit drückenden Sorgen

IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(20. Fortsetzung)

V. Weihnachten im Felde und daheim.

«Von nun an sprengen wir selbst», erklärte Korporal Hoch seinen Männern mit unmutigem Gesicht. «Seit bald einer halben Stunde warten wir vergeblich auf den Mineur und vergeuden unnütz Zeit. Du getraust Dich doch, Rüegg, das Amt eines Mineurs zu übernehmen?» «Warum nicht? Seit mehr als zwei Monaten bin ich täglich dabei und habe es auch schon früher gekonnt.»

«Gut, wenn Bärwart kommt, will ich ihm den Floh hinters Ohr setzen. Er soll uns das durchdrücken beim 'Stollenwaldi', dann können wir ungehindert arbeiten.»

Während Hoch sprach, näherten sich kräftige Schritte im Dunkel des Stollens. Es war Hauptmann Werner, der das Oberkommando über den Stollenbau führte und von den Soldaten einfach «Stollenwaldi» genannt wurde. Schon von weitem sah Hoch dessen Brillengläser funkeln und meldete laut: «Herr Hauptmann, Gruppe Hoch beim Stollenbau.»

«Danke! Was soll Herr Leutnant Bärwart bei mir durchdrücken?» «Herr Hauptmann, seit mehr als einer halben Stunde warten wir auf den Mineur und stehen untätig herum. Das wiederholt sich jeden Tag und wir verlieren viel Zeit dabei. Kanonier Rüegg ist im Sprengen bewandert und auch sonst in jeder Beziehung zuverlässig. Wir wären wohl in der Lage, die Sprengungen selbst vorzunehmen und den Zeitverlust zu vermeiden.»

«Aha, der Rüegg», antwortete der Hauptmann und zog heftig an einer schlechten Brissago. «Sind Sie Berufsmineur?»

«Nein, Herr Hauptmann, aber ich habe früher schon als Mineur gearbeitet.» «Gut! Ich gebe Ihnen die vorläufige Bewilligung, selbst zu sprengen, weil wir ohnehin Mangel an Mineuren haben. Sie haben dann noch eine Prüfung durch den Mineuroffizier zu bestehen. Sie, Korporal, sind mir verantwortlich dafür, daß alles mit der nötigen Vorsicht geschieht. Verstanden?»

«Jawohl, Herr Hauptmann.»

Damit wandte sich der Stollenwaldi zum Gehen, legte die Hand zum Guß an den Helmrand und verschwand. Die Soldaten verharrten in Achtungstellung, bis das Dunkel des Stollens den Vorgesetzten aufgeschluckt hatte.

«Endlich», sagte Fredy und seine Augen glühten in wilder Freude. «Mineur Rüegg, ich gratuliere», rief der kleine Müller. «Nun ist Dein längstgehegter Wunsch erfüllt. Aber wo in aller Welt hast Du denn schon als Mineur geschaffit?»

Fredys Gesicht verfinsterte sich und abweisend sprach er: «Das ist meine Sache, Müller.» Damit wandte er sich ab, Sprengstoff und Werkzeuge zu holen.

«Blöder Kerl, dieser Rüegg», brummte der kleine Müller beleidigt. «Wird verrückt einer harmlosen Frage wegen.»

«Laß ihn», verwies ihn Hoch, «Du weißt ja nicht, was er in seinem Leben schon alles ausfressen mußte. Auf alle Fälle ist er ein guter Soldat und trefflicher Kamerad. Das soll uns genügen. So... die Bohrhämmer zurück, fort mit dem Werkzeug.» Damit ging jeder wieder an seine Arbeit. Fredy kam, die Mineurkiste an der Achsel, als hätte er nie etwas anderes getan. Im Lichte der Grubenlampe schnitt er die Zündschnüre zu, verklemmte sie in der Sprengkapsel, diese in die käsig Masse des Sprengstoffes drückend. Fast andächtig lud er die sieben Bohrlöcher mit ruhiger Sicherheit. Dann prüfte er noch einmal jeden Schuß sorgfältig und gab das Zeichen, daß alles

nicht brauchen kann. Briefe gehen, Briefe kommen. Endlich kommt auch die Einladung, daß das Geld bei der Kasse *abgeholt* werden kann. Weshalb werden die Unterstützungsgelder nicht per Post ans Domizil befördert? Mit dem erhaltenen Geld erhält die Wehrmannsfrau oft keinen Beleg, weiß nicht für welche Epoche es bestimmt war, kennt den Tagesansatz nicht. Sie geht wieder aufs Amt, erkundigt sich, wird in andere Büros gewiesen, an andere Schalter. Ihre Akten werden nicht gefunden, stundenlang wartet sie, hat zu Hause kleine Kinder, kümmert sich, wird endlich entlassen, um dann in ein paar Tagen wieder aufs Amt zitiert zu werden, unter Strafandrohung für den Fall, daß sie innert der vorgesehenen Frist nicht erscheinen würde. Sie muß also wieder springen, wieder warten, hört die Schaltergespräche anderer «Kunden», sieht zu, wie ein Wehrmann entrüstet seinen Waffenrock ins Büro wirft, mit der Bemerkung: «I rucke nümme i wänn i hüt 's Gäld nid überchume.» Jener Soldat hatte einst in der Rekrutenschule mit Begeisterung Theorie gehört über soldatisches Benehmen; — er ist kein schlechter Patriot, nur empört über die unzulängliche Behandlung seines Falles; ihm gehört keine Strafe, aber das gegenwärtige System, das System dieser Ämter, muß neu geordnet werden.

Hunderterlei Beispiele könnten aufgeführt werden über häßliche Szenen auf Kriegsfürsorgeämtern, wegen Abweisungen, wegen verspäteten Auszahlungen, wegen Falschrechnungen, wegen Verwechslungen, wegen harten Rückforderungen, wegen Schuldanhäufungen, wegen Betreibungen usw. Wir schimpfen gerne, wir dürfen schimpfen, wir sind Schweizer! Doch soll der Zweck dieses Artikels nicht nörgeln und kritisieren sein, sondern produktive Arbeit: nämlich einen Weg zu finden, um solch unliebsame und hemmende Vorkommnisse endgültig aus der Welt zu schaffen und damit beizutragen, unsere Wehrhaftigkeit von der Wurzel aus zu fördern. Einig müssen wir sein, geschlossen müssen wir uns dem

Angreifer entgegenwerfen können, wenn wir militärische Erfolge erzielen wollen. Diese Einigkeit und Geschlossenheit gegen außen setzt in erster Linie Ordnung zu Hause, d. h. geordnete finanzielle Verhältnisse voraus. Warum erhält beispielsweise heute ein lediger Schreinermeister pro besoldeten Dienstag Fr. 3.75 Verdienstersatz, ein lediger Angestellter nur 50 Rp. Lohnersatz und ein lediger Auslandschweizer überhaupt nichts, wenn er nicht bei den freiwilligen Institutionen entsprechende Gesuche einreicht? Sind das für unser Land würdige Zustände? Leisten die einen dem Vaterland etwa bessere Dienste als die andern? Sind wir nicht alle Söhne derselben Mutter Helvetia, mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten? Weswegen schickt man die Amtstanten nicht nach Hause zum Sockenflicken und engagiert für die Ausgleichskassen kaufmännisch geschultes Personal, aktive Wehrmänner, die mit der Soldatenmentalität vertraut sind und auch Verständnis für die Bedürfnisse der Wehrmannsfamilien aufbringen? Es dürften allerdings für diese verantwortungsvollen und Sprachkenntnisse voraussetzenden Posten auch entsprechende Löhne entrichtet werden.

Lieber Schweizersoldat, lieber Kamerad, ich spreche von Herzen, zu Herzen; ich spreche für Tausende zu Euch und besonders an die Adresse unserer Behörden, an die Adresse derjenigen, die mit viel gutem Willen etwas Gutes schaffen wollten, die jedoch mit komplizierten Reglementen einen komplizierten Apparat entstehen ließen, der Mängel zutage förderte, Mängel, die wir nun miteinander zu beheben versuchen. Die Lösung ist ganz einfach, einfach und gerecht — und damit komme ich auf einen Redner jenes politischen Diskussionsabends zurück, auf den Initianten, der die neue Idee schuf und die ich Euch hier unterbreiten möchte.

Fort mit den Notunterstützungen und den Verdienstausschüssen! Dafür: Schaffung eines supplementären Soldes. Die bestehenden Soldansätze werden beibehalten und lediglich während der Aktivdienstzeit durch Mo-

bereit sei. Ruedi nahm die Signaltrompete, gab damit das gewohnte Warnzeichen, während Fredy Feuer an die Schnüre legte. Zischend flammte es auf und die bohrende Flamme fraß sich in das Mark des Felsens und Fredy strebte ohne Eile dem Ausgang zu, wo die andern schon verharreten. Grau vom Staub des harten Gesteins standen sie draußen und schauten in den kalten Wintertag hinaus, dessen verschwenderische Lichtfülle ihre Augen blendete. Tief beugten sich die Äste der Tannen unter der schweren Schneelast, und der Dorfbach, der sonst rauschend vom Berge gezogen kam, lag gefangen im Eise. Erstarrt schien alles Leben der Natur. Aber drunten im Dorfe herrschte reger Verkehr. Unermüdlich fuhren die Lastwagen heran mit Kies und Sand und andern Baumaterialien. Soldaten eilten geschäftig durch die Straßen und summend klangen die Töne der Arbeit herauf zu denen, die am Ausgang des Stollens standen. Dumpf tönte das Grollen des ersten Schusses aus dem Berg und die Erde erzitterte. In kurzen Abständen folgten die übrigen Schüsse. «Eins... zwei... drei... vier... fünf... sechs... sieben...», zählte Fredy. «Sind alle losgegangen?», fragte Korporal Hoch. Fredy nickte. Langsam wälzte sich eine graue Wolke aus Staub und Pulverrauch aus dem Loch. Hoch und seine Mannen mochten es kaum erwarten, bis sie sich einigermaßen gelegt hatte, um hineinzueilen und zu sehen, wie «ihre» Schüsse gewirkt hatten. Freudig sahen sie einander an und waren stolz darauf, nun selbständig arbeiten zu können.

Eines Abends saß Ruedi am Tisch im «Hotel Thurgovia», um Lysel einen Brief zu schreiben. Lange hatte er dies nicht mehr getan, nichts als kurze, flüchtig hingeworfene Lebenszeichen hatte er jeweilen oben ins Wäschesäcklein gelegt. Aus Lysels schönen Briefen aber sprach das Heimweh und er fühlte, daß nun auch er wieder einmal einen Brief schreiben sollte. Aber sein Tun war nicht ersprießlich. Immer wieder setzte er ab und sah lange vor sich hin. Ihm, dem sonst die Briefe so

leicht aus der Feder geflossen, wollte nichts Rechtes in den Sinn kommen. Fremd und kalt schien ihm das, was er zu Papier brachte. Nur wenn er von der Arbeit und den Abenden im Hause Hengartner berichtete, kam ein wenig Wärme in den Ton. So sehr er sich auch mühte, die Seele öffnete ihre Schwingen nicht und die Saite, die einst so schön und voll geklungen, wollte keinen rechten Ton mehr von sich geben.

Durch den steten Verkehr mit Trudy hatte er das Mädchen mehr in sein Herz geschlossen, als für ihn gut war und er sich eingestehen wollte. Die Trennung von Lysel, die veränderte Umgebung und das stete Leben in militärischer Zucht begünstigten dies. Er, der früher keine Unklarheit in seinem Wesen geduldet, gab sich keine Rechenschaft über seinen innern Zustand. Aengstlich mied er alles, was ihn in seinem Traum hätte stören können. Oft, wenn er in der Nähe des schönen Mädchens saß, kam ihm ein heftiges Verlangen an, es in seine Arme zu ziehen. Wenn Trudy, anmutig in Bewegung und Gebärde, etwas tat, das die Schönheit ihres Körpers zur Geltung brachte, mußte Ruedi oft fast die Augen schließen vor innerer Erregung. Sie aber, einzig erfüllt vom Wunsche, den Soldaten Gutes zu erweisen, sah dies nicht, denn sie war voll blinden Vertrauens zu diesen Männern, die im Dienste des Vaterlandes standen. Einzig der kleine Müller hatte sich als leichter Geselle entpuppt und es war ihr nicht schwer, zu ihm die nötige Distanz zu halten. Fredy und Hoch aber hatten längst bemerkt, daß in Ruedi ein gefährliches Feuerlein brannte und jeder faßte für sich den Entschluß, den Kameraden, der ihm lieb war, in einen günstigen Augenblick zu stellen, ehe er eine Dummheit machte, die er nachher zu bereuen hatte. Mochte auch der kleine Müller immer ein wenig auf schlüpfrigen Wegen wandeln, an ihm war nicht viel zu verderben, aber Ruedi war ein wertvoller Mensch und durfte nicht vom rechten Weg abgehen.

(Fortsetzung folgt.)